



EDITORIAL

Nichts ist der Kirche kostbarer als Leib und Blut Christi. Kein Gottesdienst ist heiliger als die Eucharistie. Keine Eucharistiefeier ist dichter als die Liturgie des Gründonnerstags. Im Ersten Hochgebet der Abendmahlsmesse spricht der Priester, da er zu den Einsetzungsworten kommt: «Am Abend, bevor er für unser Heil und das Heil aller Menschen (*omniumque*) das Leiden auf sich nahm – das ist heute –, nahm er das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände ...» Höchste Konzentration und größte Weite kommen zusammen: der eine Gott und das Heil aller Gläubigen, ja aller Menschen, die er geschaffen hat; der eine Leib Christi und das ganze Volk Gottes, ja die ganze Schöpfung, die Brot und Wein hervorbringt; das eine Letzte Abendmahl Jesu und die gegenwärtige Feier der Eucharistie, ja alle Eucharistiefeiern, die je für das Heil der Welt gefeiert worden sind und gefeiert sein werden. Lässt sich diese ungeheure Spannung denken? Lässt sich Universalität ohne Eucharistie denken?

Botho Strauß, umgetrieben von Kulturpessimismus und angetrieben von der Suche nach Originalität, kommt auf der Spur dialektischer Einheit und Universalität, wenn er, nicht ohne Bitterkeit, fragt: «Wie kann man für das Viele sein, wenn man das Eine noch nie erfahren hat? In dessen Namen doch der Gläubige seine Religionszugehörigkeit begründet» (*Die Fehler des Kopisten*, München 1997, 110). Und nicht nur seine Religion, wäre zu ergänzen, sondern sein Leben und das der anderen. Auf dieses Eine, besser noch: auf diesen Einen käme es an, in dem das Viele sich erschließt. Ist es, ist er zu erfahren? Als All-Herrscher, All-Liebender? All-Wissender? Diesseits des Pantheismus? Jenseits der Globalisierung?

Eine Universalität, die in einer ganz und gar bestimmten Einheit wurzelt, ist stark. Sie öffnet sich dem Glauben. Sie überschreitet sogar die Grenze zwischen Gott und Mensch, ohne die Einheit Gottes und die Einheit des Menschen aufzulösen. Bei solch starker Universalität geht es um Alles oder Nichts. Es geht um Leben und Tod, Heil und Unheil.

Schwache Universalität gibt es zuhauf. Sie dominiert das öffentliche Bewusstsein. Die Globalisierung produziert sie am laufenden Band. Die weltweiten Netzwerke knüpfen sie. Der Gesellschaft wird Multikulturalität empfohlen, national und international – und vorausgesetzt ist, dass es Kulturen mit eigenen Wurzeln überhaupt gibt. Das Network muss locker sein: Lose Fäden müssen immer neu verbunden, feste Bindungen immer neu

gelöst werden, damit immer neue Anschlüsse funktionieren können. Die Welt des Konsums, des ökonomischen, kulturellen, touristischen, weckt und befriedigt Bedürfnisse – Sinn kann sie nicht stiften. Der Imperialismus war am Ende, als er sich eine darwinistische Theorie zulegte. Der Konsum-Kapitalismus, der die weltweiten Märkte erobert – vielleicht hat er schon den Zenit überschritten, da er selbst eine Theorie sein will, die Bildung und Kultur, Politik und Verwaltung bestimmt und sich eine tolerante Zivilreligion ausdenkt, die alles mögliche ist, nur nicht das Ergebnis einer alles verändernden Berührung durch Gott.

Die Liturgie bekennt: «Du allein bist der Heilige, du allein der Herr, du allein der Höchste». Ist das mehr als eine Beschwörung? Kann der Heilige heute als All-Erlöser reüssieren? Ist die Rückkehr zum trinitarischen Gottesglauben das Allheilmittel unserer Zeit, aller Zeit? Gehört die Zukunft der katholischen Kirche als Garantin allgemeiner Menschenrechte, als Hort umfassender Freiheit, als Vorbild friedlicher Völkerverständigung?

An Widerspruch fehlt es nicht. Kurz bevor er die Welt der Homerfreunde in Aufruhr mit seiner These setzte, Kilikien – die Heimat des Paulus – sei der Entstehungsort der Ilias, notiert *Raoul Schrott* in sein *Weißbuch* «... nichts absurder als die anti-humanen Dogmen der monotheistischen Weltreligionen und nichts verdammenswerter als ihre Eiferer, ja, aber auch, weil ein institutionalisiertes Mysterium keines mehr ist» (München – Wien 2004, 184). Die Vorbehalte des Atheismus und Agnostizismus sind ohne Umschweife voll präsent: Dogmen, die das eine, das einzig Wahre, bestimmen, seien inhuman und deshalb absurd. Die Institutionalisierung löse das Geheimnis des Heiligen auf. Der Monotheismus wüte gegen die Vielfalt der Kulturen. Von der weltweit wachsenden Christenverfolgung ist keine Rede.

So alt aber die Vorurteile, so uninspiriert die Vorwürfe, so abgeschmackt die Kritik – wo liegt das Körnchen Wahrheit, das die Kirchenväter noch in jeder Häresie gesucht haben? In jenem Zelotismus, den der Apostel Paulus an sich selbst kritisiert, nachdem er ihn durch Jesus Christus überwunden hat? In jener Unsensibilität gegenüber den Zweifeln, die den Fundamentalismus so anmaßend erscheinen lässt? In jener Unbekümmertheit gegenüber dem Totalitarismus-Vorwurf, der nicht nur die Härte der Prädestinationslehre, sondern auch die Weichheit alles umfassender – alles verschlingender? – Heilstheorien trifft? In jener Selbstsicherheit einer Institution, die von der Verheißung lebt, die Pforten der Hölle würden sie nicht überwältigen?

Zielt Schrott am Ende nur auf Heuchelei? Oder auf die Verheißung Abrahams, ein Segen für alle Völker zu sein (Gen 12,3)? Auf das neutestamentliche Bekenntnis, in Jesus Christus sei ein für allemal Heil gestiftet worden? Auf den «Dienst der Versöhnung» (2Kor 5,18), dem die Kirche der Apostel ihre Existenzberechtigung verdankt? Dann gäbe es wirklich etwas zu besprechen.

Es scheint an der Zeit, eine *relecture* der großen Texte aus der christlichen Tradition zu versuchen – die immer auch ihre Schatten werfen. Der Aufbruch der Kirche zu den Völkern, der das Neue Testament prägt – worin wurzelt er und was hat er gebracht? Darauf versucht *Thomas Söding* eine Antwort. Die Debatten der Alten Kirche um Hoffnung für alle und Verantwortung für Einzelne, um die göttliche Vorherbestimmung und die menschliche Freiheit, den universalen Heilswillen und den Abgrund des Bösen – *Ernst Dassmann* schreitet den Spannungsbogen zwischen Origenes und Augustinus ab. Der Heilsuniversalismus gilt vielen als Leitidee des Zweiten Vatikanischen Konzils – wird das durch die Aussage der Texte und durch die nachkonziliare Rezeptionsgeschichte gedeckt? *Michael Böhnke* zeichnet ein differenziertes Bild. Ist das bei westlichen Intellektuellen neu erwachte Interesse an asiatischen Religionen, die eine sanfte Form von unstrukturiertem Universalismus und offene Heilsversprechungen kennen, eine kulturelle, eine existentielle, eine theologische Herausforderung für das Christentum? *Horst Bürkle* gibt eine kritische Antwort, die er am inkarnatorischen Ansatz des christologischen Universalismus festmacht und mit seiner Heilshoffnung vermittelt. Würde Gott mit seinen Heilsabsichten scheitern, wenn die Hölle bevölkert wäre? *Hansjürgen Verweyen* verteidigt auf den Spuren Hans Urs von Balthasars die Hoffnung, dass die Hölle am Ende leer ist. Gibt es die Möglichkeit, heute religiöse Dichtung unter das Vorzeichen der Hoffnung zu stellen, ohne in gnadenlosen Kitsch abzugleiten? *Volker Kapp* erinnert an den französischen Dichter Charles Péguy und öffnet dessen «Tor zum Geheimnis der Hoffnung». *Hans Maier* geht den Pseudomorphosen des Heilsuniversalismus in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts nach, in denen versucht wurde, das Reich Gottes ohne Gott zu installieren.

Vor 20 Jahren ist Hans Urs von Balthasar gestorben. *Stephan van Erp* würdigt die Kenosis-Theologie des Basler Theologen als einen wichtigen Beitrag für das Gespräch zwischen Glauben und Kultur. Der Philipperhymnus, der Balthasar inspiriert hat, ist der vielleicht älteste Text, der Präexistenz und Menschwerdung, Tod und Auferstehung, Erniedrigung Erhöhung, den Menschen Jesus und den Namen Gottes miteinander verbindet (Phil 2,6–11). Dieses Lied vermittelt die Kenosis mit der kosmischen Heilsbedeutung Jesu; denn Gott hat dem Erhöhten seinen eigenen Namen verliehen, «dass im Namen Jesu jedes Knie sich beuge, der Himmlischen und Irdischen und Unterirdischen und jede Zunge rufe: Herr ist Jesus Christus zur Ehre Gottes, des Vaters».

Thomas Söding